

16. Der Test am Morgen beim Erwachen

Im Prolog seiner Regel schreibt der heilige Benedikt: „Brüder, wir haben also den Herrn befragt, wer in seinem Zelte wohnen darf, und die Bedingungen für das Wohnen gehört (s. Prol. 23 ff.), wenn wir die Pflichten des Bewohners erfüllen“ (Prol. 39).

Der heilige Benedikt sagt wörtlich: „*si compleamus habitatoris officium* – wenn wir die Pflichten des Bewohners erfüllen“. Wohnen ist eine Aufgabe, eine Arbeit, eine Askese. Aber im Licht dessen, was wir bis jetzt betrachtet haben, besteht das Wesentliche dieser Arbeit unserer Freiheit in der familiären Nähe zu Gott. Gott ruft uns nicht, in seinem Zelt zu wohnen, und noch weniger, sein Haus zu bauen, weil er Interesse hätte am Zelt oder am Haus oder dass das Haus „funktioniert“. Gott will mit uns wohnen, um in einer Familie zu sein, um mit uns eine Beziehung der Freundschaft zu leben. Ohne das hat nichts einen Sinn, vor allem nicht, in einer Gemeinschaft, in einem Kloster zu wohnen, oder was auch immer. Alles in der Kirche ist uns vom Herrn geschenkt, damit wir in Gemeinschaft mit ihm leben.

Jesus steht vor der Tür und klopft an und will eintreten, wie wir in der Offenbarung lesen, allein aus diesem Grund: damit er mit uns und wir mit ihm essen (vgl. Offb 3,20).

Diese Nähe zu Gott ist jedoch nicht eine Wohnung, die wir bewohnen können, wenn sie fertig ist. Wir bauen die Nähe zu Gott mit der Nähe zu Gott. Es verhält sich wie mit der Liebe in der Ehe: Man lernt diese Liebe nicht, indem man einen Kurs an der Universität besucht und dann mit dem Diplom in der Hand dem Geliebten sagt: Jetzt können wir uns lieben. Man lernt die Liebe, indem man sie lebt, selbst wenn man sie schlecht lebt; am Anfang lebt man sie unweigerlich nicht gut oder mit vielen Krisen; aber alles das gehört zum Aufbau einer harmonischen Beziehung, denn diese ist ein Einüben. Wir können das auch mit dem Erlernen eines Instrumentes vergleichen: Wir brauchen die Theorie für das Notenlesen und um ein Violoncello von einer Trommel unterscheiden zu können. Aber das Spielen erlernt man, indem man spielt, selbst wenn das vor allem am Anfang recht mühsam sein kann und man kein schönes Spiel zustande bringt.

„*Si compleamus habitatoris officium* – wenn wir die Pflichten des Bewohners erfüllen“ (RB Prol 39). Hinter diesem „Wenn“ des heiligen Benedikt steckt eine Herausforderung unserer Freiheit. Wollen wir *wirklich* im Zelt des Herrn, im Haus Gottes wohnen? Wollen wir *wirklich* in Christus die Vertrauten Gottes sein?

Es ist gar nicht so sicher, dass wir das wirklich wollen. Wir können alle einen Test machen. Wenn wir am Morgen erwachen, wie denken wir, noch bevor wir aufstehen, an den Tag, der vor uns liegt? Wozu stehen wir auf? Ich gebe zu, dass ich oft damit beginne, an die Dinge zu denken, die ich machen muss, an die Probleme, die sich mir stellen werden, an die Personen, mit denen ich Kontakt aufnehmen oder die ich treffen muss, an die Arbeit, die gestern hätte fertig werden müssen und die ich nicht abzuschliessen vermochte... Und schon kommt die erste Versuchung: nämlich mir zu sagen, dass ich es auch heute nicht schaffen werde, alles zu

erledigen, was ich tun müsste. Und so gleicht der Tag schon bevor er richtig begonnen hat einer Fronarbeit. Alles wird zu einem einzigen „Tun müssen“, und das eigene „Ich“ wird sofort von einem Berg, der auf mich stürzt, erdrückt.

Solschenizyn hat das alles sehr gut in seinen Werken über die sowjetischen Lager zum Ausdruck gebracht. Ich denke z.B. an *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*. Der ganze Tag ist ein einziger Überlebenskampf, um sich selbst und die eigenen Interessen in jeder kleinsten Einzelheit zu bewahren. Mit der Zeit wird jede dieser kleinsten Einzelheiten wichtiger als das Leben, als die Freiheit, wie z.B. das, was man zu Essen bekommt, oder wie man sich etwas vor der sibirischen Kälte schützen kann. Am Ende fragt sich Schuchow, die Hauptfigur, ob er die Freiheit wolle oder nicht, und er weiss nicht, wie er antworten soll. Aber er räumt wenigstens ein: „Er wolle die Freiheit nur, um nach Hause zurückzukehren. Aber man würde ihm nicht erlauben, nach Hause zurückzukehren...“. Das heisst, dass hier der Wunsch nach familiärer Vertrautheit, etwas Wesentliches im Herzen des Menschen, sofort dem Skeptizismus zum Opfer fällt.

Auf der Pritsche neben ihm im Schlafsaal des Lagers befindet sich ein junger Baptist, der betet und das Evangelium liest. Dieser schöpft aus seinem etwas fundamentalistisch gefärbten Glauben die kindliche Kraft zu akzeptieren, dass sein zu Hause das Lager ist, weil er hier für Christus und mit Christus lebt. Und Schuchow muss anerkennen, auch wenn er diesen Glauben nicht teilt, dass der Junge eine Freiheit und Zufriedenheit lebt, die er selber nicht hat: „Alioscha lügt nicht, an seiner Stimme und an seinen Augen erkennt man, dass er zufrieden ist damit, im Gefängnis zu sein.“ Und er sagt zu ihm: „Sieh, Alioscha, (...) bei dir ist klar ersichtlich, dass Christus dir bestimmt hat, im Gefängnis zu sein, und so bist du schliesslich für Christus im Gefängnis gelandet. Ich aber, warum bin ich im Gefängnis gelandet? Weil sie im Jahre '41 nicht bereit waren Krieg zu führen. Aber was geht mich das an?“ (A. Solschenizyn, *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch*).

Auch für uns kann jeder einzelne Tag so hart sein wie ein sowjetisches Lager. Das Problem ist das *Warum*, für das wir uns anschicken zu leben, im Leben zu bleiben, uns der Realität zu stellen. „Was geht mich das an?“ könnten wir uns mit Schuchow sagen. Was geht uns die Realität an, die wir leben müssen, was gehen uns die Personen an, mit denen wir den Tag verbringen, mit denen wir arbeiten müssen, was geht uns unsere Gemeinschaft, unsere Familie an, usw. Was hat die Situation der Gesellschaft, die Situation der ganzen Welt, die Krankheit, die mich getroffen hat, das Problem der Arbeitswelt mit mir zu tun? Was soll ich mit der Lage der Kirche, mit der Situation der Berufungen, der heutigen Jugendlichen, der Überalterung so vieler Gemeinschaften? Was haben mein Charakter, meine psychologischen Probleme und vor allem die der andern mit mir zu tun?

Wenn wir uns am Morgen anschicken aufzustehen, könnten wir uns im Grunde genommen sagen, dass der neue Tag uns eigentlich nichts angeht, denn wir begegnen diesem Tag wie durch einen Filter, den Filter der Selbstüberschätzung.

Wir meinen, *wir* müssten dem Tag einen Wert geben oder der Tag müsse *uns* einen Wert geben. Wir haben die hochmütige Vorstellung, wir müssten die Realität dieses Tages mit dem, was wir tun oder haben, schön und interessant machen. Und wir beharren darauf, dass die Realität des Tages uns zufriedenstellen muss mit dem, was er sein oder uns bringen wird. Aber diese Anmassung täuscht uns, denn sie spiegelt uns vor, einen direkten Kontakt mit der Realität zu haben, sie macht uns glauben, dass zwischen uns und der Realität ein direkter Kontakt besteht, dass alles zwischen uns und der Realität, zwischen dem, was wir sind und dem, was die Realität ist, bestimmt wird. Deshalb passt sie uns oder passt sie nicht, deshalb gefällt oder missfällt sie mir, deshalb gibt es keinen anderen Wert zwischen mir und dem, was wirklich ist als mein Interesse, mein Vorhaben, meine Lust.

Wenn wir dem Leben so begegnen, wird es uns früher oder später Angst machen, dann haben wir keine Lust zu leben, weil dieser Anspruch immer enttäuscht wird, weil, wie wir anerkennen müssen, die Realität nicht dazu da ist, uns zufriedenzustellen. Wir sind geschaffen, um *in* der täglichen Realität und nicht *durch* sie glücklich zu sein.

Das ist ja der grosse Irrtum des Reichen, den Jesus im Evangelium verurteilt: Er glaubt, dass ihm volle Scheunen Zufriedenheit, Freude, Erfüllung seines Lebens schenken. Das stimmt aber nicht, es stimmt ontologisch nicht, weil unser Herz für etwas anderes geschaffen ist. Auch wenn der erwähnte reiche Mann nicht in der folgenden Nacht gestorben wäre, selbst wenn er hundert Jahre gelebt und das hätte geniessen können, was er in seinen Scheunen aufgehäuft hat, auch dann wäre er nicht glücklich, nicht zufrieden gewesen, weil sein Herz für etwas anderes geschaffen war (vgl. Lk 12,15-21).

Wenn man aber die Realität annimmt, um in ihr zu leben, in der Situation so, wie sie sich präsentiert, das, wozu unser Herz geschaffen ist, dann ändert sich alles. Dann hat auch die schlimmste Situation wie die eines Lagers „etwas mit mir zu tun“.